

Dankesrede des Preisträgers



Mein Lateinlehrer am Aloisius-Kolleg in Bonn Bad-Godesberg war ein strenger Mann. Sein präziser Umgang mit Grammatik und Vokabelbedeutung war bei uns Schülern gefürchtet. Als wir in der Mittelstufe den ersten poetischen Text lesen sollten – Ovids *Metamorphosen* –, gab er uns das Proömium als Hausaufgabe zur Übersetzung auf: *In nova fert animus mutatas dicere formas / corpora*. In der nächsten Stunde setzte er sich vor uns hin und skandierte diesen erschreckend unverständlichen Text mit näselnder Stimme, eine Stimme, die auch noch von einem leichten rheinischen Singsang geprägt war. Wir duckten uns, als er aufblickte. Jeder fürchtete sich, zum Übersetzen aufgerufen zu werden. Doch zu unserem Erstaunen nahm

er niemanden zur Übersetzung dran, sondern blickte schweigend in die Ferne; wir sahen eine Träne in seinen Augen schimmern. Schließlich seufzte er und sagte: „Jungs, ist das nicht wunderbar?“ Rückblickend war das der Moment, an dem ich begriff: Latein ist nicht nur eine fremde Sprache, die man entschlüsseln muss wie eine komplizierte Rätselaufgabe. Nein, Latein kann schön sein, und das bedeutet auch: Sprache kann schön sein. Seitdem überzeugt mich die Schönheit der lateinischen Sprache. Und seitdem bin ich überhaupt ein Anhänger der Schönheit von Sprache. Das hat auch eine Schattenseite. Ich ertrage zum Beispiel schlechte Predigten nicht. Ich mag auch keinen Jargon. Aber das ist ein anderes Kapitel.

1. Grammatik

Latein verbindet Schönheit mit der Strenge der grammatikalischen Form, und das bedeutet auch: mit der Strenge des Gedankens. Mein Lateinunterricht hat mich mehr noch als mein Griechisch-Unterricht dazu erzogen, genau hinzuschauen, was gemeint ist, und was sich auf was bezieht. Sinn für die grammatikalische Form befähigt auch zur Kritik. Walter Jens erzählt dazu eine Geschichte aus seiner Schülerzeit. Zwar geht es da um seinen Deutschlehrer, aber wenn man als Lateinschüler von Kindesbeinen daran gewöhnt ist, die möglichen Bezüge von Relativpronomina zu bedenken, versteht man sofort, worum es geht. Jedenfalls: Walter Jens erinnert sich an den Umgang seines Deutschlehrers zu Nazi-Zeiten mit dem Horst-Wessel-Lied. Er schreibt: „Ich werde den Tag nie vergessen, an dem unser Klassenlehrer den Satz *Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geiste in unseren Reihen mit* grammatikalisch erledigte, indem er die Frage stellte, wer hier eigentlich wen erschossen habe, Rotfront die Kameraden oder, was eher anzunehmen, freilich ganz und gar nicht gemeint sei, die Kameraden Rotfront ... *Er* (der Lehrer – KM) verstünde den Artikel *die* als Nominativ (*qui*), Horst Wessel hingegen als Akkusativ (*quos*). Da möchten doch bitte sehr wir selbst entscheiden, wer hier im Recht sei! Gestorben, ein für allemal, die Hymne, das Machwerk erledigt mit der aufklärerisch gehandhabten Grammatik.“¹

So ist es. Grammatik erschließt Potentiale der Kritik. Das ist ein Nutzen guten Sprachunterrichts. Und da sind wir nicht mehr weit von der Einsicht der Humanisten. Guter Sprachunterricht bildet ethisch. Guter Stil ist die innere Stütze guter Moral, so jedenfalls Erasmus von Rotterdam. Philipp Melanchthon verband

diesen Gedanken mit dem Stichwort der *studia humanitatis* von Cicero: „Was glaubt ihr, war die Absicht bei den alten Lateinern, dass sie die Redekünste (Poesie, Rhetorik) *humanitas* genannt haben? Ihr Urteil war offenbar, dass durch das Studium dieser Disziplin nicht nur die Zunge geschliffen, sondern auch die Rohheit der Gemüter gebremst wird.“² Die Jesuiten polemisierten gerne gegen Erasmus, dieser hätte das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet habe. Zugleich schlossen sie sich doch mit Überzeugung der humanistischen Bildungsbewegung an, gerade wegen des Zusammenhangs von rhetorisch-stilistischer und ethischer Erziehung. Und das ist bis heute so, unter inzwischen weit entspannteren Bedingungen, was die ökumenische Lage betrifft.

Die *studia humanitatis* beanspruchen, einen Effekt auf die ethische Bildung zu haben. So weit, so gut. Aber der Hinweis kann auch in die Irre führen, wenn man nicht ergänzt: Unter der Bedingung, dass der Effekt nicht direkt angezielt wird. Ich erhielt vor einigen Jahren in meiner Eigenschaft als Kollegsrektor einen Brief von einem ehemaligen Schüler, der am Kolleg zu einem Zeitpunkt Abitur gemacht hatte, als ich noch in den Windeln lag. Er hatte eine große Karriere als Unternehmer hinter sich und lag nun mit der Diagnose Krebs im Krankenhaus. Rückblickend auf sein Leben fragte er sich, was ihm in seiner Schulzeit für seine Karriere als Unternehmer am meisten geholfen habe. Antwort: Orchesterspielen. Es folgte ein Loblied auf die erzieherischen Effekte des Orchesterspiels. Hätte er seinerzeit wegen dieser Effekte Orchester gespielt, wäre es vermutlich gar nicht zu diesen Effekten gekommen. Ich nenne dieses Phänomen das „transfunktionale Paradox“: Es gibt Tätigkeiten, die nur dann Nutzen bringen, wenn man sich nicht um des Nutzens willen mit

ihnen befasst. Das gilt eben auch besonders für die *studia humanitatis*. Mir leuchtet in diesem Zusammenhang ein, dass „Schule“ von σχολή kommt, *otium* im Unterschied zu *negotium*. Cicero verstand unter *otium cum dignitate* konkret wissenschaftliche und philosophische Betätigung, und zwar nicht, um fit zu werden für bestimmte Zwecke. Mir scheint das bis heute ein einleuchtender Grundsatz für jegliche Bildungskonzeption zu sein, die über messbaren Nutzen hinausdenkt.

2. Theologie

Zurück zur Grammatik, genauer: Zur *consecutio temporum*. Auch da war mein Lehrer sehr genau, wenn nicht sogar pingelig. Ich erinnere mich an mein erstes Staunen über das Futur II. Was für eine erstaunliche Leistung des menschlichen Bewusstseins, dieses Futur II! Es gibt Zukünftiges, das ich schon jetzt als vergangen denken kann. Das brachte mich früh dazu, mich selbst als vergangen zu denken, also tot. Wie wird es sein, gewesen zu sein? Gewesen sein kann man im Bewusstsein der Nachkommen. Die werden auch eines Tages gewesen sein. Was aber ist der ontologische Status des Gewesenseins, wenn gar keine Gegenwart mehr sein wird? Ist es nicht unvermeidlich, einen Ort zu denken, wo alles, was ist, für immer aufgehoben ist? Oder müssen wir den absurden Gedanken hinnehmen, dass einmal alles nicht mehr gewesen sein wird, was jetzt ist, woraus ja folgen würde, dass auch jetzt nichts wirklich ist? Natürlich hätte ich als kleiner Junge diesen Gedanken niemals so formuliert. Es war ein Gefühl. Aber mit der *consecutio temporum* hauchte mich, so sehe ich es rückblickend, bereits die Frage nach dem ewigen Leben an. Bei Nietzsche fand ich später eine Bestätigung. Er schreibt in seiner Götzendämmerung: „Ich fürchte, wir werden

Gott nicht los, wenn wir noch an die Grammatik glauben.“³ Ja, ich glaube an die Grammatik. Das Verhältnis Nietzsches zur Grammatik ist mir dagegen ein Rätsel.

Noch ein Punkt: Das Christentum ist keine Buch-Religion. Es geht um Inkarnation, nicht um Illibation des Wortes Gottes. Trotzdem ist der Umgang mit den biblischen Texten zentral für die theologische Arbeit. Als die Humanisten anfangen, die lateinische Übersetzung der biblischen Texte kritisch zu überprüfen, war das ein Emanzipationsakt. Der kann auch angstbesetzt sein. „Ignatius ging so weit zu sagen, dass man die Sprachen studieren solle, um die Vulgata in jedem einzelnen Punkt zu verteidigen ... Lainez und Salmeron, die bei den Debatten von Trient dabei waren ... versuchten eilends, Ignatius' offensichtliche und eindeutige Position anders zu verstehen: Sie interpretierten sie so, als habe er *alles, was mit Vernunft und Ehrlichkeit verteidigt werden kann*, gemeint.“⁴

Wer die Alten Sprachen kennt, ist nicht abhängig von den Übersetzungen. Das ist bis heute so, und das eröffnet Perspektiven. Ich nehme als Beispiel Paulus und die Frage nach dem Genitiv. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bescheinigte Paulus eine „erquickende Formlosigkeit, die doch den Gedanken und Empfindungen ganz adäquat ist“, und er ergänzte: „Dieses Griechisch hat mit gar keiner Schule, gar keinem Vorbild etwas zu tun, sondern strömt unbeholfen in überstürztem Gesprudel direkt aus dem Herzen.“⁵ Was meinte Paulus etwa mit πίστις Χριστοῦ / *fides Christi*? Genitivus Subjektivus oder Genitivus Objektivus? Bei der πίστις Ἀβραάμ ist es klar: Der Glaube Abrahams. Bei der πίστις Θεοῦ (Röm 3,2) auch: Die Treue Gottes. Warum dann immer im Deutschen Glaube *an* Christus, und nicht Glaube Christi? Und warum soll der

Glaube *an* Christus nur denjenigen Rechtfertigung schenken, „die glauben – πάντας τοὺς πιστεύοντας“? Das wäre doch eine sinnlose Doppelung. Und was ist ein paar Zeilen später diese πίστις ἐν αἵματι, gewöhnlich übersetzt mit „(Sühne) im Blut, wirksam durch Glauben“, was aber im Text so gar nicht steht. Könnte πίστις ἐν αἵματι nicht einfach das meinen, was das Lukasevangelium dem Gekreuzigten als letztes Wort in den Mund legt: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“, also der Glaube Christi als Vertrauensakt mitten in seinem Blut, also mitten in seiner Todesstunde? Verhielte es sich so, dann hätte sich der ganze Streit um die Rechtfertigung *sola fide* erledigt.

3. Schluss

Die Frage nach der richtigen Übersetzung bringt mich abschließend zurück zur Grammatik. Grammatik ist streng, aber Grammatik eröffnet auch Spielräume des Verstehens. Auch deswegen ist der Umgang mit Texten niemals abgeschlossen. Jede Generation muss die

Entscheidung treffen, wie sie die Spielräume der Grammatik nutzt, um das Gemeinte so zu verstehen, dass ein Gesamtzusammenhang entsteht, der den Übersetzer mit einschließt. Übersetzen bedeutet Verantwortung übernehmen. Damit ist die Brücke zur Bildung geschlagen. Denn sich zu bilden bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, für sich selbst und für die *res publica*, damals wie heute. So verstehe ich jedenfalls die *studia humanitatis*.

Anmerkungen:

- 1) Walter Jens, Mein Lehrer Ernst Fritz, zitiert nach Heinz-Elmar Tenorth, Die Rede von Bildung, Berlin 2020, S. 316.
- 2) Zitiert nach: Wilfried Stroh, Latein ist tot, es lebe Latein, München 2007, S. 200ff.
- 3) Zitiert nach: Robert Spaemann, Das unsterbliche Gerücht, Stuttgart 2010, S. 37.
- 4) John O'Malley, Die ersten Jesuiten, Würzburg 1995, S. 299.
- 5) Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums, Berlin 1907, S. 159.

KLAUS MERTES

Laudatio auf den Preisträger Pater Klaus Mertes SJ

Es gibt Momente und Zusammentreffen, die man lapidar „glückliche Fügung“ nennt. Manche von ihnen entfalten mit der Zeit ihre ganze Bedeutung und man fragt sich hin und wieder: „Wo wäre ich eigentlich heute, wenn das nicht passiert wäre?“ Eine solche Fügung durfte ich im Frühjahr 2019 erleben. Damals dachte ich darüber nach, aus der Kirche auszutreten. Das ist, wenn man gläubig ist, ein schmerzhafter Prozess, vergleichbar vielleicht sogar mit einer partnerschaftlichen Trennung, man gibt einen Teil seines Lebenswegs auf, auch einen Teil der eigenen Identität und etwas, was man

eben auch geliebt hat. Kirche ist, jedenfalls für mich, nichts rein Äußerliches, nicht einfach eine Institution, die Gläubigerkarteien verwaltet und viele Gebäude mit hohen Türmen besitzt. „Ich glaube ans Evangelium, aber mit Kirche will ich nichts zu tun haben“, ging für mich immer so wenig auf wie zu sagen: „Ich vertraue auf die Kritik der reinen Vernunft, aber sie soll bitte nicht von Kant sein.“ Das eine ist der Träger und auch Bestandteil des anderen. Drastischer formuliert: Wenn die Kirche morsch ist, ist es dann nicht auch die Botschaft, die sie durch die Jahrhunderte getragen hat?